

Nach Midsommar

Das Mittsommerwochenende ist vorbei und ich mache einen Abendspaziergang durch die Ferienhaussiedlung. In dem großen, weißen Haus direkt am Wasser, in dem die lauteste Midsommer-Party der Siedlung tobte, rührt sich nichts mehr. Verlassene Holzhäuser haben in ihrer Unbelebtheit immer etwas von leeren Särgen. Mir wird unheimlich zumute. Es ist so still wie nach einer Schlacht, in der es keine Überlebenden gibt. Aber als ich so dastehe und über das vergangene Wochenende nachdenke, kommt ein Mähroboter um die Ecke. Das könnte bedeuten, dass noch jemand im Haus geblieben ist.

Kurz nach der Wende machte ich meinen ersten Sprachkurs in Schweden. Eine kleine Gruppe von Studierenden aus der Sowjetunion war auch mit dabei, und an einen kann ich mich auch jetzt, nach dreißig Jahren, noch erinnern. Ich, die ständig Redende, nannte ihn den Einwortrussen, weil er so schweigsam war. Er selbst nannte sich Dimitri. Ein anderer Russe, Alexander, wurde natürlich Sascha genannt, und weil wir auch eine Alex, also eigentlich Alexandra, dabei hatten, fragte ich Dimitri, wie denn die Abkürzung ihres Namens im Russischen lauten würde. Er schaute mir mit unlesbarem graublauen Blick direkt in die Augen und sagte ohne die geringste Spur eines Lächelns:

»Frauen lassen sich nicht abkürzen.«

Dimitri kam aus Kaliningrad und hatte als Schüler nie damit

gerechnet, dass er das gegenüberliegende Ufer der Ostsee jemals sehen würde. »Wahnsinn«, sagte er manchmal unvermittelt. So, als er könne er nicht glauben, wo er war. Dimitri war also wahrscheinlich glücklich in diesem schwedischen Sommer, aber er weigerte sich, Spaß zu haben. Die Kursleiterin ließ es ihm durchgehen. Pflichtbewusst setzte sie sich im Laufe des Mittsommer-Abends zu ihm und fragte ihn, warum er sich abseits hielt.

»Ich bin nicht nach Schweden gekommen, um besoffene Leute zu sehen. So was kenne ich schon von zu Hause.« Dimitri ließ seinen Blick über die Szenerie gleiten. Irgendjemand hatte dazu aufgerufen, von der Brücke in den Fluss zu springen, obwohl das gefährlich und streng verboten war. »Was soll das Ganze?« Darauf konnte die Kursleiterin keine zufriedenstellende Antwort geben. Wahrscheinlich noch nicht einmal eine, die sie selbst zufriedengestellt hätte.

Dreißig Jahre später feiere ich also wieder Mittsommer in Schweden. Es ist noch so wie damals. Alle Teilnehmer der Sprachkurse sind mit Vorbereitungen auf das Fest beschäftigt und die Erdbeeren sind immer noch aus einheimischer Produktion, egal wie hoch die Supermärkte den Preis zum Midsommar-Wochenende auch treiben.

»Keine Bio-Qualität, aber Hauptsache schwedisch«, lacht Sofia, meine Lehrerin, im Vorübergehen. Die Schule feiert am Donnerstag der laufenden Unterrichtswoche vor, damit die Lehrenden freitags, am richtigen Midsommarabend, bei ihren Familien sein können. Es gibt keinen Alkohol. Ein Zugeständnis ans 21. Jahrhundert. Einer der Sprachlehrer hat eine Drohne mitgebracht. Er lässt sie steigen, als små

grodorna um den Maibaum getanzt wird. In dem Lied geht es um die Tatsache, dass Frösche keine Schwänze haben.

Ungerührt steht die Drohne in der Luft und dokumentiert das alberne Tun auf der Erde. Fremdschämen kennt sie nicht, nur den Befehl Fotos zu schießen, und den führt sie präzise und ohne Mitgefühl aus. Dazu passt, dass die Melodie zu små grodorna ursprünglich ein Soldatenlied aus den Napoleonischen Kriegen ist. Außerdem ist nur die Flugdrohne in der Lage, die Vollständigkeit der Truppe – zu dokumentieren. »Schau her, Welt! Alle machen mit.«

Ich denke an Dimitri, den Midsommar-Deserteur, und wende mich der Schulleiterin zu. Sie hat einen fünfsilbigen Vornamen, der nie abgekürzt wird, und ein Lächeln, das sie den ganzen Vormittag noch nicht einen Augenblick ablegen musste. Ich frage: »Was ist eigentlich, wenn einer der Schüler nicht mitmachen möchte?«

Die Leiterin sagt, sie verstehe die Frage nicht.

»Wie meinst du das, nicht mitmachen?«

»Naja, gerade junge Leute haben ja auch mal einen schlechten Tag und keine Lust auf fröhliche Gesellschaft.«

»Die Teilnahme ist Pflicht.« Das Beton-Lächeln lässt keine weiteren Fragen zu.

»Wir sind wie eine große Familie hier.«

Kaum wahrnehmbar zieht die Schulleiterin die linke Augenbraue hoch, und ich sehe ihr an, dass sie einen Verdacht hat. Dass ich eine heimliche Introvertierte sein könnte, getarnt als harmlose Kursteilnehmerin, die jedoch insgeheim völlig zufrieden damit ist, am Rand zu stehen und

zuzugucken, wie sich erwachsene Leute zum Frosch machen.
Die entgleiste Augenbraue schnappt sofort wieder in die
Feiertags-Grundposition zurück.

»Jeder will doch ein Teil des Ganzen sein, oder?«

In der Abenddämmerung geht das automatische Licht im
Wohnzimmerfenster des weißen Hauses an, um möglichen
Diebesbanden Anwesenheit vorzugaukeln. Alle Nachbarn haben
identische programmierbare Leuchten. Andere Lebenszeichen
im Haus kann ich immer noch nicht ausmachen, und von den
drei Volvos ist keiner mehr da. Der Mähroboter biegt nach
seiner Runde ums Haus wieder um die Ecke und fährt auf die
Eingangstreppe zu. Vielleicht sind die Bewohner abgereist,
ohne ihn abzuschalten oder auf Ferienbetrieb umzu-
programmieren. Ich frage mich, ob das Ding im Regen draußen
bleiben darf. Ob ich jemanden anrufen soll. Aber so gut
kenne ich die Bewohner nicht, und wenn ich mich melden
würde, wäre ihnen ihr Midsommar-Gegröle im Nachhinein
vielleicht doch ein bisschen peinlich. So etwas lässt sich
als Ausländerin schlecht einschätzen. Der Mähroboter knallt
vor die unterste Treppenstufe und bleibt dort hängen.
Offensichtlich ist er falsch programmiert, denn jetzt fährt
er immer wieder gegen die Kante. Er kann nicht anders. Er
ist ein Überlebender und er wird das jetzt tun, bis sein
Akku leer ist. Niemand kommt, um ihm zu helfen, aber
wenigstens ist er immer noch ein Teil des Ganzen.

Lesezeit: 6'34''